

ANDREAS
ESCHBACH

NOVEMBER
SOMMER

ROMAN

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

Lübbe

Andreas Eschbach
Novembersommer

Weitere Titel des Autors:

Ins fahle Herz des Sommers
Die Abschaffung des Todes
Der schlauste Mann der Welt
 Freiheitsgeld
 Eines Menschen Flügel
NSA – Nationales Sicherheits-Amt
 Teufelsgold
 Der Jesus-Deal
 Das Jesus-Video
 Todesengel
 Herr aller Dinge
 Ausgebrannt
Ein König für Deutschland
 Exponentialdrift
 Eine Billion Dollar
Der Letzte seiner Art
 Der Nobelpreis
Eine unberührte Welt
 Kelwitts Stern
 Solarstation
Die Haarteppichknüpfer
 Quest
 Eine Trillion Euro

Zusammen mit Verena Themsen:
Perry Rhodan – Die falsche Welt

ANDREAS
ESCHBACH

NOVEMBER
SOMMER

ROMAN

Lübbe

Alle in diesem Buch genannten Unternehmen und Personen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit real existierenden Firmen oder Personen sind zufällig
und nicht beabsichtigt.



Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining
bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum
Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Lektorat: Dr. Stefanie Heinen
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Einband-/Umschlagmotiv: © vvicca – stock.adobe.com; Alex – stock.adobe.com
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Verarbeitung: GGP Media, GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0240-3

2 4 5 3 I

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

DAS JAHR DAVOR

KAPITEL 1

Heute zeige ich euch, wie ihr sterben werdet«, sagte der junge Mann mit der auffallend grellgrün gefärbten Haarsträhne.

Dann tippte er auf STOP, setzte die Aufnahme ein Stück zurück, drückte auf PLAY und beugte sich über den Monitor.

Das klassische Ringlicht rund um das Objektiv der Kamera kam gut; es spiegelte sich auf eine Weise in seinen Augen, die professionell wirkte. Seine grüne Strähne war unübersehbar, genau wie das Banner mit dem Logo im Hintergrund – sehr gut. Durch das Fenster an der Rückwand des Containers fiel genug Licht, um den Hintergrund zu erhellen, aber nicht zu viel, gerade richtig. Und sein Englisch klang okay. Mit deutschem Akzent, logisch, aber nicht schlimm.

Er sah auf die Uhr. Noch zehn Minuten.

Dann fiel ihm wieder ein, was er gleich tun würde, und er holte unwillkürlich tief Luft, spürte ein mächtiges und zugleich erbärmliches Zittern in der Tiefe seines Körpers.

Nur jetzt nicht schwach werden! Er würde das durchziehen. Er musste. Es ging darum, die Menschheit zu retten. Dafür ein Opfer zu bringen, war ... heroisch.

Noch neun Minuten und zweiundfünfzig Sekunden.

Obwohl er den Zustand des Containers schon zweimal überprüft hatte, sprang er auf und ging alles noch einmal ab. Alle Belüftungsöffnungen waren verschlossen, von außen. Die Dichtungsgummis der Tür: makellos. Das Glas in den Fenstern hatte er durch Panzerglas ersetzt; das zu bekommen, war fast der schwierigste Teil des Ganzen gewesen.

Der Internetanschluss: stabil, die beste Leitung, die für Geld zu kriegen war. Die Geräte liefen, und damit ihm keiner der in letzter Zeit immer häufigeren Stromausfälle Probleme machen konnte, hatte er sie an eine Pufferbatterie gehängt, eine USV, eine unterbrechungsfreie Stromversorgung, mehr als ausreichend für die gesamte Dauer der Sendung.

Ausreichend für –

Nicht drüber nachdenken. Tun!

Er setzte sich wieder hin, vergewisserte sich, dass er immer noch an der richtigen Stelle saß. Das Manuskript lag bereit. Die ersten Sätze hatte er wieder und wieder geübt; er hätte sie im Schlaf hersagen können.

Noch drei Minuten und zwei Sekunden.

Er zupfte das Foto einer scheu dreinblickenden jungen Frau aus der Klammer, in der er es direkt über der Kamera platziert hatte, und küsste es. »Für dich, Josephine«, flüsterte er dabei. »Für dich tu ich das.«

Dann befestigte er das Foto wieder in der Klammer.

Schloss einen Moment die Augen, atmete dreimal tief und langsam durch. Öffnete die Augen wieder und wartete, bis die Uhr noch zwei Minuten anzeigte.

Er hatte alles genau berechnet. Zwei Minuten vorher war der Moment, sich zu erheben, die schwere Tür aufzuziehen und mit einem Fuß auf den Gitterrost des Treppenaufgangs zu treten. Direkt neben der Tür hatte er die Gasflasche befestigt, von der ein Schlauch ins Innere des Containers führte. Er drehte den Verschluss auf, hörte es zischen, drehte die Schraube noch ein Stück weiter, bis die Markierung darauf mit der Markierung am Rand übereinstimmte. Das war entscheidend: dass genau die berechnete Menge einströmte.

Dann trat er zurück ins Innere des Containers, zog das Holzstück zurück, das die Tür bis jetzt gesichert hatte, und sah zu, wie sie ins Schloss fiel, mit einem dumpfen Schlag und unwiderruf-

lich, denn er hatte den inneren Öffnungsmechanismus komplett entfernt.

Ab jetzt gab es keinen Weg zurück.

Hinter einer achtzig auf achtzig Zentimeter großen Stahlplatte, die er mit vierundzwanzig Winkeleisen als Abstandhalter an die Seitenwand geschweißt hatte, hörte er die Düse zischen. Sie war so konstruiert, dass es unmöglich war, sie von innen zu verstopfen.

Alles genau berechnet. Kein Weg zurück.

Er spürte seinen Mund trocken werden. Setzte sich wieder, nahm einen Schluck Wasser aus der Flasche, rückte den Stuhl einmal mehr genau auf die Markierungen am Boden.

Dieses Zischen ... Hoffentlich war es nicht zu laut.

Hoffentlich hatte er sich nicht verrechnet.

Zehn Sekunden noch. Fünf.

Dann erschienen die Worte *You're on air!* auf dem Schirm, rot unterlegt.

Sieben Millionen Zuschauer sahen ihn nun. Jetzt galt es. Er setzte ein Lächeln auf, öffnete den Mund, und die Worte, die er so oft geübt hatte, kamen wie von selbst.

»Hello, my Name is Gabriel Funke. Today I'll show you how you all will die.«

Der Anruf, den Barbara Nguyen ershnt hatte, kam zur Unzeit, nämlich fünf Minuten, bevor der wöchentliche Livestream mit Lennard Schrader losging, den sie auf keinen Fall verpassen wollte.

»Guten Tag, Frau Nguyen«, begann Ortwin Petersen, der Vorsitzende der Hanse-Liste, mit so gemütlicher Behäbigkeit, dass Barbara kribblig wurde. »Also, der Vorstand der Partei hat, wie Sie wissen, heute getagt, und dabei war, wie ich es Ihnen

in unserem letzten Gespräch ja versprochen hatte, Ihre Person ein Punkt der Tagesordnung. Und nun freue ich mich, Sie offiziell und im Namen des gesamten Vorstandes zu bitten, bei den nächsten Bürgerschaftswahlen für die Hanse-Liste zu kandidieren ...«

»Oh, schön!«, rief Barbara. »Ja, gern. Es ist nur –«

»Wir versprechen uns davon, um es ganz offen zu sagen«, unterbrach Petersen sie, »eine bessere Ansprache der Jugend. An dieser Flanke haben wir eingestandenermaßen eine Schwachstelle, das muss ich Ihnen nicht erklären.«

»Nein, sicher nicht.« Genau das war ja der Grund gewesen, warum sie sich die Hanse-Liste ausgesucht hatte. Sie hatte die existierenden Parteien analysiert, und von denen, mit deren politischem Programm sie leben konnte, war die Hanse-Liste die, bei der sie sich die meisten Chancen ausrechnete: weil ihre Jugend dort ein Alleinstellungsmerkmal sein würde. »Allerdings –«

»Ich darf auch betonen, dass wir uns alle außerordentlich über Ihren Wunsch freuen, für unsere Ziele zu arbeiten. Gerade heute, da das Interesse der Jugend an der Politik so beklagenswert gering ist, und wenn, dann eher nicht der Lokalpolitik, sondern der Bundes- oder Europapolitik gilt, ist es sehr –«

»Herr Petersen«, fiel sie dem Vorsitzenden ins Wort, »können wir vielleicht morgen länger darüber telefonieren, wie es weitergehen soll? Im Moment erwischen Sie mich zwischen Tür und Angel, man wartet auf mich, und ich, ähm, würde mich einer so wichtigen Angelegenheit gern mit der gebotenen Konzentration widmen.«

»Ah, verstehe, verstehe«, erwiderte er hastig. »Ja, gut, dann ... Dann lassen Sie uns doch morgen Vormittag telefonieren.«

»Ja. Gut. Ich rufe Sie an, sagen wir, um zehn?«

»Zehn Uhr. Ja. Prima, Frau, äh ... Nguyen.« Er zögerte immer noch, wenn er ihren Nachnamen aussprechen musste. Wie die meisten misstraute auch er ihrer Versicherung, dass man das

G einfach nicht sprach. »Aber ich habe Ihr Ja, kann ich das so zurückmelden?«

»Ja, absolut. Es ist mir eine Ehre.«

»Gut. Wunderbar. Dann ... bis morgen.«

»Bis morgen.« Barbara, die sich keineswegs zwischen Tür und Angel aufhielt, sondern auf ihrem Sofa, beendete die Verbindung.

War das jetzt dumm gewesen? Kindisch? Ein Beispiel für falsche Prioritäten? Aber bei Yonk nicht pünktlich einzuschalten, brachte nun mal Punktabzug, und für ihren Wahlkampf würde sie jeden Punkt dort brauchen.

Pünktlich einschalten! Eine halbe Minute hatte sie noch. Sie sprang auf, holte ihren Computer, weckte ihn auf und identifizierte sich für den Yonk-Kanal. Und als Lennard Schraders Logo erschien, tippte sie gleich auf den Applaus-Button; das gab auch Punkte, und am Anfang konnte man nach Belieben Applaus geben. Später musste man darauf achten, wann der Button hell war und wann nicht; da gab falsch Drücken Abzug. Auf die Weise nötigten sie einen dazu, dem jeweiligen Livestream aufmerksam zu folgen, zumindest wenn man Punkte machen wollte.

Lennard war ein Yonkster aus England und erstens für seine abgefahrenen (und vielfach kopierten) Gesichtstattoos berühmt und zweitens für seine genial-schrägen Kommentare zu den Ereignissen der Woche; wer auf dem Laufenden sein wollte, *musste* wissen, was Lennard zu diesem oder jenem gesagt hatte. Und wie es bei Yonk eben so war, musste man *dabei sein*. Nicht zeitversetzt. *Yonk is live!*, lautete der Slogan.

Heute meldete sich Lennard nicht aus seinem Studio, sondern, wie es aussah, aus der U-Bahn.

»Hi, folks, Lennard hier. Ich freue mich, dass ihr alle wieder da seid ... und ich hoffe, ihr bleibt auch, denn ich habe beschlossen, dass ich meinen heutigen Slot einem guten Freund überlasse, für eine gute Sache, für eine *wichtige* Botschaft – »wichtig« dreimal unterstrichen. Also, bitte, bitte, lehnt euch zurück, und hört

zu, ihr werdet was lernen. Und jetzt: Applaus für meinen guten Freund Gabriel Funke!«

Gabriel Funke? Barbara stutzte. So hieß doch Josephines Ex? Seit wann interessierte der sich für Yonk?

Und seit wann war der mit *Lennard Schrader* befreundet?

Das Bild schaltete um, und tatsächlich: Er war es. Mit einer giftig grünen Haarsträhne, die er früher nicht gehabt hatte, aber ... ja, doch, das war Gabriel!

»Hallo, mein Name ist Gabriel Funke«, begann er auf Englisch. »Heute zeige ich euch, wie ihr alle sterben werdet.«

Barbara musste grinsen. Oh, wie dramatisch! Aber so war er schon immer gewesen. Deswegen hatte Josephine ja auch mit ihm Schluss gemacht.

Ob sie davon wusste? Barbara zückte ihr Telefon: Nachfragen!

»Ich spreche zu euch aus Hamburg, der großen Hafenstadt im Norden Deutschlands«, fuhr Gabriel derweil fort. »Es ist November, aber wir haben absolut sommerliche Temperaturen. Das Thermometer draußen zeigt heute 28°C – Novembersommer! Und wir wissen alle, warum: Weil der Klimawandel in voller Fahrt ist und weil das Klima sich nur in eine Richtung wandelt, nämlich nach warm, wärmer und noch wärmer. Deswegen müssen wir reden. Und zwar über Kohlendioxid.«

Josephines Telefon war aus. Typisch. Wahrscheinlich sah sie das hier gar nicht, sondern büffelte mal wieder chinesische Vokabeln, als ob ihr Leben davon abhinge.

»Kohlendioxid. CO₂. Ja, ich weiß, ihr könnt diese Begriffe nicht mehr hören. Alle reden darüber, seit Jahren. Es kommt einem zu den Ohren raus. Aber vielleicht interessiert euch, dass ich aus einem luftdichten und von innen verschlossenen Container sende, in den seit drei Minuten unablässig Kohlendioxid einströmt. Bleibt dran, und ihr werdet live miterleben, was für ein Killergas das ist!«

Barbara durchlief es kalt. Was hieß *das* jetzt?

Nichts Gutes. Nicht wenn es um Gabriel ging. Sie scrollte hastig ihre Telefonnummern durch, wählte die Nummer von Josephines Vater. Besetzt. Mist. Sie wartete kurz, um zu sehen, ob er auf ihr Anklopfen reagierte, aber da tat sich nichts.

Dann eben nicht. Sie beendete die Verbindung und wählte die Notrufnummer der Polizei.

Henning Ewers war guter Dinge, als er mit seinem Elektro-Jeep zum Hauptquartier zurückfuhr. Es war brütend heiß, der Schweiß lief ihm aus den spärlichen Haaren, trotz des aufgespannten Sonnenverdecks und des Ventilators an der Windschutzscheibe. Aber das kümmerte ihn kaum. Heute konnte fast nichts mehr kommen, was ihm die gute Laune verderben würde.

Henning Ewers war Ingenieur, Spezialgebiet Solartechnik. Guter Laune war er, weil er endlich erlebte, wie Wirklichkeit wurde, worauf er sein ganzes Berufsleben lang hingearbeitet hatte. Nach all den Jahren der Frustration, politischer Ränkespiele und blanker Unvernunft ging es nun endlich voran mit DESERTEC 3, und wie es aussah, würden sie es diesmal tatsächlich hinkriegen.

Die Grundidee des Projekts war denkbar einfach: Bekanntlich ging an jedem einzelnen Tag, den Gott werden ließ, in Form von Sonnenlicht mehr Energie auf die Erde nieder, als die Menschheit in den letzten fünfunddreißig Jahren auf anderweitigen, aufwendigen und umweltgefährdenden Wegen erzeugt und verbraucht hatte. Wozu sich also weiter mit dem Abbau von Kohle, mit Ölbohrungen oder Nuklearmüll abplagen, wenn man einfach nur die Hand auszustrecken brauchte?

Natürlich gab es dabei ein paar kleinere Probleme, aber die waren, im Unterschied zu der Tatsache, dass die Öl- und Kohlereserven bald erschöpft sein würden, ihre Nutzung schlecht fürs

Klima war und abgebrannte Kernbrennstäbe gefährlich waren wie die Hölle, allesamt lösbar. Mit ein bisschen gutem Willen und mit ein bisschen Köpfchen zumindest.

Eines der Probleme war, dass sich die Sonnenenergie nicht gleichmäßig über die Welt verteilte. In nördlichen Breiten, in Deutschland zum Beispiel, kam relativ wenig davon an, was bedauerlich war, weil dort besonders viele Menschen lebten. Hier in Mali dagegen, am Rande der Sahara, war die Intensität der Sonneneinstrahlung enorm; für einen hellhäutigen Norddeutschen wie ihn nahezu mörderisch.

Das bedeutete umgekehrt aber auch, dass jedes Solarmodul satt Strom lieferte. Deshalb montierten sie im Kraftwerk DESERTEC-Timbuktu jede Woche ein neues Großarray. Sie hätten auch zwei geschafft, aber die Firmen, die die Stromleitungen verlegten, kamen jetzt schon kaum hinterher. Inzwischen versorgten sie einen großen Teil des Landes mit Strom und hatten darüber hinaus angefangen, auch in Nachbarländer zu exportieren.

Und das war erst der Anfang.

Hennings gute Laune wurde dadurch verstärkt, dass sie auch mit dem Speichersystem überaus erfreuliche Fortschritte machten. Dieses System entwickelten sie gemeinsam mit Wissenschaftlern des *Institut National des Sciences Appliquées Toulouse*: In Spitzenzeiten wurde überschüssiger Strom über simple Elektrolyse in Wasserstoff und Sauerstoff gespalten, der Wasserstoff wurde aufbewahrt und bei Bedarf in Brennstoffzellen wieder in Strom umgewandelt. Ein ganz einfaches Prinzip; die Probleme waren lediglich technischer Natur und damit lösbar. Sicher, das Ganze war mit hohen Verlusten behaftet – am Ende bekam man kaum ein Drittel der ursprünglichen Energie wieder heraus –, aber, mal ehrlich: Na und? Nördlich des Kraftwerks erstreckte sich eine Wüste, so gut wie topfeben und größer als Deutschland. In diese Richtung konnten sie sich praktisch ausdehnen, so weit sie wollten. Wenn ihnen nicht wieder irgendeine politi-

sche Idiotie dazwischenkam, würden sie in naher Zukunft ganz Afrika mit Strom versorgen können, und zwar auch nachts. Und Europa noch dazu.

Und ihres war nur *ein* DESERTEC-Kraftwerk. In Marokko lief schon seit mehr als einem Jahrzehnt eines, in Mauretanien plante man ein weiteres, und im Sudan untersuchten die Kollegen bereits verschiedene Areale auf ihre Eignung.

Das hier, davon war Henning Ewers überzeugt, war die Zukunft. Und obendrein die Lösung aller Umweltprobleme. Hätte man von Anfang an auf Sonnenenergie gesetzt und die politischen Hindernisse entschlossen aus dem Weg geräumt, wäre das Klima nie so außer Kontrolle geraten, wie sie es derzeit erlebten.

Er erreichte das Hauptquartier, ein flaches Betongebäude, dessen Architektur Elemente jener Bauwerke aufnahm, die noch aus der Zeit des antiken Mali-Reichs erhalten waren: pyramidenartige Höcker, kantige Säulen, Muster im Putz und stachelartige Vorsprünge. An diese große Epoche anzuknüpfen, war der gegenwärtigen Regierung sehr wichtig. Nun, warum auch nicht? War doch großartig, wenn es nicht überall auf der Welt gleich aussah.

Henning hielt auf einem der Parkplätze für elektrisch betriebene Autos, stöpselte das Ladekabel ein und machte dann, dass er aus der brütenden Hitze kam, die sich nach einer Weile anfühlte, als schwömmen man durch Lava. Im Inneren des Gebäudes erwartete ihn angenehme Kühle.

Der Pförtner nickte ihm zu. »*Bonjour, Monsieur Ewers.*«

»*Bonjour, Monsieur*«, erwiderte Henning und zeigte trotzdem seinen Ausweis vor. Alles andere hätte man als weiße Arroganz empfunden. Der Pförtner nickte abermals und drückte auf den Knopf, der den Zugang freigab.

Henning nahm die Treppe. Ihr Büro lag im ersten Stock, und so alt war er noch nicht, als dass er dafür den im Übrigen sterbenslangamen Aufzug genommen hätte.

Seydou Konaré, sein Kollege und formell auch sein Vorgesetzter, war da, hing weit zurückgelehnt in seinem Drehstuhl, eine Cola in der Hand, und starrte auf seinen Computer. Eine Stimme war zu hören, die Englisch sprach, mit deutschem Akzent.

»*Salut*«, sagte Henning und trat neugierig neben ihn. »*Qu'est-ce que tu regardes?*« Auf dem Bildschirm war ein junger Mann mit einer grellgrün gefärbten Haarsträhne zu sehen, der herumfuchtelte und irgendwas von Kohlendioxid erzählte.

»Hat mir meine Schwester empfohlen«, brummte Seydou. »Um mein Englisch zu verbessern. Yonk – kennst du das?«

Henning hob die Brauen. »Gehört hab ich davon. Irgend so ein neuer Videokanal, oder?«

»*Oui*, aber irgendwie anders. Da geht's um Live-Sendungen. Ganz hab ich's noch nicht verstanden. Auf jeden Fall musst du dich für einen Vortrag anmelden und ihn dir dann auch anschauen, sonst verlierst du Punkte. Irgendwie ist das so aufgebaut, dass du dich hocharbeiten kannst – erst guckst du anderen beim Reden zu, und wenn du genug Punkte hast, kannst du selbst einen Termin buchen. Wenn du dann redest, weißt du im Voraus, wie viele Leute dir zuhören werden.« Er hob die Cola, deutete damit auf den Schirm. »Das kommt übrigens aus deiner Heimatstadt, aus Hamburg.«

Henning nickte. »Ich denk die ganze Zeit schon, den kenn ich irgendwoher.«

Dann fiel endlich der Groschen. War das am Ende der Freund seiner Nichte Josephine? Oder vielmehr deren Ex-Freund? Er war sich nicht sicher. Er hatte den Jungen nur einmal gesehen, beim Fünfundsiebzigsten seines Vaters, für den er eigens nach Hamburg geflogen war. Und da hatte er hauptsächlich darauf geachtet, keinen Streit mit seinem alten Herrn aufkommen zu lassen.

»*Dis-moi*«, sagte Seydou und furchte seine hohe Stirn, »ist

mein Englisch so schlecht, oder hat der Junge tatsächlich vor, sich vor laufender Kamera mit Kohlendioxid zu vergiften, um zu beweisen, wie schlimm der Klimawandel ist?»

»Dein Englisch ist schlecht, Seydou«, beschied ihn Henning, »aber nicht *so* schlecht. Du hast völlig recht. Genau das sagt er.« Er zog sein Handy heraus und rief die Nummer seiner Nichte auf. »Ich muss telefonieren, *désolé*.«

Josephines Telefon war ausgeschaltet. Und bei Clemens war besetzt. Mist.

Dear <Firstname>,

My name is Dr. Wim Frederick Rookwerper, and I'm the founder of GREENFORCE. About a year ago, you donated €<Amount> to help us fight global warming. Each year, fewer than ten of one million people choose to support our work. You have been one of those rare donors, and for this I want to thank you warmly. I'm grateful you agree that we should act against the overheating of our planet NOW. We will achieve this not as individuals, but as a collaborative movement of brave pioneers. Together, we can make a difference that counts and will save our future and the future of generations to come.

Will you renew your solidarity with a €<Amount> donation?

I want to be honest ...

Hm. Und wie weiter? Wim Frederick Rookwerper starrte die Worte auf dem Bildschirm an, kaute auf seiner Unterlippe und wartete auf eine Eingebung.

Das hier mochte er an seinem Job am wenigsten: Bettel-E-Mails zu verfassen. Bis hierhin hatte er den Text aus einer E-Mail abgekupfert, mit der Jimmy Wales, der Gründer der Wikipedia, früher um Spenden gebeten hatte. Er hatte die Vorlage selbstver-

ständig auf seine Situation angepasst, aber der Rest gab dafür nichts mehr her, da würde er sich selbst etwas ausdenken müssen.

»Wim?«

Oder eine der früheren Bettel-Mails recyceln. Die hatten zwar mehr schlecht als recht funktioniert, waren aber immerhin schon fertig.

»WIM!«

Rookwerper sah auf. Es war Megan, eine seiner Assistentinnen, die ihn da störte.

»Ich hab hier was, ich glaube, das solltest du dir ansehen«, sagte sie. Sie wirkte beunruhigt, was ungewöhnlich war, ja, geradezu alarmierend, denn normalerweise war die hübsche junge Frau die Inkarnation von Lebensfreude und Zuversicht und pflegte ihre gesamte Umgebung mit guter Laune zu infizieren.

Außerdem war sie in ihn verliebt. Er wusste genau, dass sie jederzeit mit ihm ins Bett gehen würde. Sie war nur leider nicht sein Typ.

»Was ist denn?«, fragte er.

Sie wand sich regelrecht. »Es ist auf Yonk ... Ich hab's hier auf dem Schirm ...«

»Schon gut, ich komme.«

Im Augenblick war ihm alles willkommen, was ihn von der lästigen Aufgabe ablenkte, um Spenden zu bitten. Er erhob sich schwungvoll, denn er legte Wert darauf, jünger zu wirken als die dreiundvierzig Lenze, die er zählte. Er trug sein dunkelblondes Haar lang und wirr und seine hohe Stirn mit Fassung, hielt mit einem Dreitagebart dagegen und hatte vor geraumer Zeit die Brille, die er brauchte, gegen Kontaktlinsen getauscht. Anzüge und Krawatten trug er grundsätzlich nicht.

Auf Megans Computer prangte das unverkennbare Bildschirmlayout von Yonk, einer dieser Videoplattformen, auf der Tausende Menschen Tag für Tag unter Beweis stellten, dass sie im Grunde nichts zu sagen hatten. Natürlich hatte Rookwerper

schon versucht, Yonk für seine Organisation zu nutzen, aber mit wenig Erfolg. Das ausgeklügelte Punktesystem machte es zu beschwerlich, eine nennenswerte Reichweite aufzubauen. Mit Klatsch und Tratsch, Gewinnspielen und erotischen Reizen ließ sich das deutlich einfacher bewerkstelligen als mit dem Anliegen, die Welt zu retten.

Doch hier schien es nicht um Klatsch und Tratsch zu gehen. Rookwerper sah einen jungen Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, den eine giftgrün gefärbte Haartolle als Anhänger von GREENFORCE auswies und der ein Stoffbanner mit dem Logo der Bewegung hinter sich hängen hatte. Gerade sagte er: »Seit über einem halben Jahrhundert finden Klimakonferenzen statt. Was dort beschlossen wurde, war immer das Gleiche: Wir müssen den Verbrauch von Energie aus fossilen Brennstoffen reduzieren; wir müssen den Ausstoß von Kohlendioxid reduzieren, reduzieren, reduzieren. In Wahrheit ist es so, dass die Länder in Europa und Nordamerika, die für die Hälfte des gesamten industriell erzeugten Kohlendioxids in der Erdatmosphäre verantwortlich sind – dass diese Länder *gar nichts* reduzieren. Im Gegenteil: Die Emissionen sind heute mehr als doppelt so hoch, als sie im Jahr 2000 waren! Der Verbrauch fossiler Brennstoffe war bei jeder einzelnen Klimakonferenz höher als bei der davor. Die Zahl der Passagierflüge pro Jahr hat sich seit meiner Geburt mehr als verdoppelt – und übrigens steigt auch bei jeder Klimakonferenz die Zahl derer, die mit einem Privatflugzeug anreisen!«

»Das sehen gerade sieben Millionen Leute«, erklärte Megan und zeigte auf die entsprechende Zahl am unteren Bildrand.

»Ist doch schön«, sagte Rookwerper und verstand immer noch nicht, warum sie so nervös war. »Wer ist das?«

»Ein gewisser Gabriel Funke«, sagte sie mit einem Blick auf ihren Notizblock. »Aus Hamburg. Er hat das in einer Mail angekündigt, aber ich ... Ich hab das nicht so ernst genommen ...«

Sie schluchzte. Rookwerper blickte irritiert auf sie hinab. Was hatte sie bloß?

»Der Gehalt an Kohlendioxid hier im Raum beträgt jetzt drei Prozent«, sagte der blasse Junge mit der grünen Haarsträhne in diesem Moment und nahm einen Schluck aus einer roten Dose. »Die Cola Plus hält mich weiterhin wach, aber ich merke, dass ich anfangs schlechter zu hören. Es ist wie ein Druck auf meinen Ohren. Als wäre Wasser drin.« Er pulste kurz mit dem Finger darin, legte sich dann die Hand auf die Brust. »Und mein Herz rast. Puh. Es rast wirklich. Es kämpft dagegen an. So, wie auch wir ankämpfen sollten gegen die Hitzekatastrophe, die uns droht.« Ein verkrampftes Grinsen. »Habe ich schon den Namen GREENFORCE erwähnt?«

Es durchrieselte Rookwerper eiskalt, als er begriff.

»Er hat das angekündigt?«, fragte er mit rauer Stimme. »In einer Mail an uns? Einen Selbstmord vor laufender Kamera?«

»Ich wollte ihm zurückschreiben, dass er das lieber lassen soll«, jammerte Megan, »aber ich hab's vergessen ...«

Rookwerper presste die Lippen zusammen. Eine böse Angst saß ihm auf einmal wie ein harter Klumpen im Bauch: Man würde ihnen die Schuld geben, wenn dieser Junge starb, nein, nicht ihnen, *ihm persönlich!*

Zugleich erkannte er, dass dies ein Moment war, der zu einem Wendepunkt für ihre Bewegung werden konnte. Wenn er jetzt das Richtige tat.

Er hielt inne, überlegte. Die übliche Geräuschkulisse umgab ihn: das Klappern von Tastaturen, das Gebrummel halblaut geführter Gespräche, das leise Summen der Server. Hier und da meldete sich brummend ein Telefon. Es roch nach Kaffee – und nach Farbe, weil weiter hinten in der Halle ein paar Freiwillige neue Transparente malten.

Es war angenehm warm. Die Ziegelmauern des alten Industriekomplexes, in dem sie untergekommen waren, hielten die

Hitze weitgehend draußen; nur durch die schmalen, hohen Fenster fiel Licht ein, in scharfen Strahlen, die sich auf dem hölzernen Boden zerstreuten und die Halle mit weicher Helligkeit erfüllten. Kein Vergleich zu dem modernen Glasbau, in dem sie sich zu Anfang eingemietet hatten. Klar, der war schicker gewesen, aber sie hatten eine Klimaanlage gebraucht, und das widersprach den Prinzipien von GREENFORCE.

»Wim!«, rief ein Mann, der drei Reihen weiter saß, und hob sein Mobiltelefon in die Höhe. Er hieß Johannes und war schon ewig dabei, kümmerte sich um die Computer und die Netzwerktechnik, wenn es was zu kümmern gab. »Da ist einer auf Yonk, der –«

Rookwerper hob die Hand. »Seh ich grade. Danke.« Er wandte sich an Megan. »Nimmst du das auf?«

»Soll ich?«, fragte sie mit großen Augen.

»Ja. Und such jemanden, der es von Anfang an mitgeschnitten hat.«

»Okay.«

»Johannes!«, rief Rookwerper. »Du rufst die Polizei in Hamburg an und sagst ihnen, was los ist. Sie sollen den Jungen lokalisieren und rechtzeitig da rausholen. Danach versuchst du, jemand bei Yonk zu erreichen ...«

»Bei Yonk? Das kannst du vergessen. Die erreicht man so gut wie –«

»Ich weiß. Probier's trotzdem.« Rookwerper beugte sich zu Megan hinab und fuhr leise fort: »Und du verständigt die Presse. Aber nur die Journalisten, von denen wir wissen, dass sie auf unserer Seite sind.«

»Die von der Liste?«, vergewisserte sie sich.

»Ja, genau. Und denen sagst du ...« Er überlegte. Es war wichtig, lebenswichtig, jetzt das richtige Wording zu benutzen. »Sag ihnen zuallererst, dass da etwas passiert, das wir ganz schrecklich finden. Dass wir es bedauern, zu sehen, wie verzweifelt junge

Menschen angesichts der Katastrophe sind, auf die die Menschheit zurast und gegen die niemand etwas unternimmt.«

Megan nickte heftig. Sie war gut im Umgang mit der Presse. Rookwerper wusste, er konnte sich darauf verlassen, dass sie das hinkriegen würde.

»Und *dann erst*, hörst du? *Dann erst* sagst du ihnen, dass das, was da gerade passiert, morgen die Meldung des Tages und Gesprächsthema Nummer eins auf der ganzen Welt sein dürfte. Und dass sie jetzt die Chance haben, vorn mit dabei zu sein.« Rookwerper zwang sich zu einem Lächeln. »Sag es nicht so krass. Aber sag es so, dass sie es kapieren, okay?«

Gut möglich, dachte Dr. Wim Frederik Rookwerper, dass er in naher Zukunft keine Bettelmails mehr würde schreiben müssen.

Clemens Arndt ahnte von alldem nichts. Ihn beschäftigte in diesem Moment, dass seine Agentur Probleme hatte, ernste Probleme sogar. Das war bedrohlich, denn an dieser Agentur hing, wenn man es genau betrachtete, seine gesamte Existenz.

»Ich *weiß* nicht, ob meine Befürchtungen berechtigt sind«, hörte er Kira Winkler, die Agenturchefin, am anderen Ende der Leitung sagen. »Vielleicht mache ich mir zu viele Sorgen. Vielleicht mache ich mir aber auch zu *wenig* Sorgen. Ich weiß es nicht. Fakt ist, dass diese Journalistin verdammt viel über unsere Agentur weiß. Beunruhigend viel. *Und* sie kannte Ihren Namen!«

»Ich kann mir nicht vorstellen, woher«, brummte Clemens missgelaunt.

»Weiß Ihre Tochter eigentlich inzwischen Bescheid?«

»Nein.«

»Gut. Nicht dass ich unterstellen wollte ...« Wie immer, wenn es ihr peinlich wurde, wechselte sie das Thema. »Ich ruf

nur an, um Sie zu warnen. Am besten, Sie sprechen mit niemandem. Und gehen Sie eine Weile so wenig wie möglich aus dem Haus.«

Clemens hob den Blick über die beiden Bildschirme, die vor ihm standen. Früher, in der guten Zeit seines Lebens, hatte er von hier aus auf sattgrüne Bäume geblickt. Später hatte er mit ansehen müssen, wie die Bäume nach und nach vertrockneten und verschwanden. Heute ging der Blick an den anderen Häusern vorbei bis hinab auf den neuen Elbdamm. Der schon wieder erhöht werden sollte.

Was die Stadt, so stand zu befürchten, zum Anlass nehmen würde, die Klima-Sonderabgabe ebenfalls zu erhöhen.

»Kein Problem«, sagte er. »Ich muss in nächster Zeit ohnehin nicht raus.« Er hielt seine Vorräte immer gut aufgestockt, ausreichend für mindestens einen Monat, weil man nie wusste.

Schon wieder hörte er das *Tock-Tock*, das anzeigte, dass ihn jemand anzurufen versuchte. Nicht jetzt, dachte er. *Das hier ist geschäftlich. Wichtig.*

»Sagen Sie mir noch mal den Namen dieser Frau«, bat er.

»Herbst, wie die Jahreszeit. Lena Herbst. Wobei ich ehrlich gesagt denke, dass das nicht ihr echter Name ist, dazu klingt er bisschen zu symbolisch, finden Sie nicht?«

»Ich weiß nicht«, meinte Clemens. »Mein Zahnarzt heißt Dr. Ungemach. So was gibt's.«

Sie lachte, aber nur kurz. Die Situation stresste sie wirklich. Klar: Weil sie sich eingestehen musste, dass sie einen Spion im Büro sitzen hatte. »Meinetwegen. Wobei ja ohnehin nicht gesagt ist, dass sie sich mit diesem Namen bei Ihnen meldet!«

»Ist mir klar«, sagte Clemens. »Ich pass auf.«

Der Rand des Fensterrahmens begann, flirrend zu glänzen. Nicht mehr lange, und die Sonne würde in sein Arbeitszimmer knallen. Zeit, die Rollläden herabzulassen und den Nachmittagskaffee aufzusetzen.

Wobei – es huschten immer mehr dunkle Wolken heran. Womöglich gab es heute noch ein Gewitter. Eines von diesen heißen Novembertgewittern mit Starkregen.

»Genug zu tun haben Sie aber, oder? Ich habe Ihre Auftragsliste gerade nicht vor mir ...«

Clemens Arndt legte Wert darauf, bestens organisiert zu sein. Es bedurfte nur eines Klicks, und er hatte die Liste vor sich. »*Doomsday-Bewegungen in Montana und Idaho* habe ich am 2. November abgegeben. *Anwendbarkeit des Environment-Modells PP7 auf die Veränderungen in Gletschergebieten*, Termin 1. Dezember, ist so gut wie fertig. *Der Einfluss klimatischer Veränderungen auf die Regentschaft Ludwigs XIV.*, Termin 17. Dezember, ist in Arbeit. *Freiheit und Determinismus bei Marcus Aurelius*, Termin 14. Januar, habe ich angefangen, was heißt, dass die Materialsammlung steht. Noch nicht angefangen habe ich mit –«

»Ja, ja, schon gut. Bis dahin kann ich hoffentlich Entwarnung geben.« Sie seufzte. »Ich muss noch mehr Leute anrufen, sorry. Also – passen Sie auf sich auf, und sagen Sie mir Bescheid, falls jemand Sie belästigt.«

»Mach ich«, sagte Clemens und legte auf.

Wie still es auf einmal wieder war! Still bis auf das leise Knacken, mit dem sich diese Seite des Hauses aufzuwärmen begann. Er schwang eine Weile in seinem elastisch aufgehängten Sessel vor und zurück, spürte bewusst hin, wie gut das seiner Lendenwirbelsäule tat. Zumindest konnte er es sich einbilden. Auf jeden Fall beruhigte es. Der Sessel war ein Museumsstück; die Firma, die diese Art Möbel hergestellt hatte, existierte nicht mehr, und niemand sonst hatte das Konzept aufgegriffen.

Die beruhigende Wirkung ging nur nicht tief genug. Wie immer, wenn die Außenwelt in sein Refugium eindrang, blieb Clemens innerlich aufgewühlt und voller Unruhe zurück.

2 Anrufe verpasst, stand auf dem Display. Clemens checkte die Nummern der Anrufer. Die erste Nummer gehörte Barbara

Nguyen, der besten Freundin seiner Tochter. Die zweite Nummer war die seines Schwagers, Henning Ewers, aus Mali.

Henning zuerst, entschied Clemens und drückte die Rückruftaste.

KAPITEL 2

Josephine Arndt saß vor ihrem Computer, hatte ein Headset auf und übte chinesische Konversation. Das Programm überwachte ihre Aussprache und reagierte selbst auf kleinste Fehler mit Punktabzug. Das Ganze glich einem Spiel, und heute entwickelte sich ihr Punktestand bestens.

Sie hatte ihren Schreibtisch bewusst nicht vor das einzige Fenster ihres schmalen Zimmers gestellt, sondern vor eine Wand, die sie vor langer Zeit altrosa gestrichen hatte. Vor ihr hing ein Foto, ausgeschnitten aus einem Bildband über China und sorgsam gerahmt: eine Straßenszene aus der Altstadt von Shanghai. Man sah Radfahrer darauf und Passanten mit Einkaufstüten, bummelnde Paare, eilig ausschreitende junge Männer in Arbeitskleidung und alte Leute, die versonnen vor den schmalen Schaufenstern standen. Fahnen hingen von den Gebäuden herab, hier und da rote Laternen, und einige Bäume reckten lichte hellgrüne Wipfel gen Himmel, ohne die Hochhäuser im Hintergrund zu verdecken.

Dieses Bild betrachtete sie oft bei ihren Übungen. Sie stellte sich vor, dort zu sein und mit den Leuten zu sprechen, mit echten Chinesen, die nicht auf andere Sprachen ausweichen würden, weil sie keine anderen Sprachen beherrschten.

Ob sie das jemals erleben würde? Unwahrscheinlich, so selten, wie sie aus dem Haus ging. Klar, an der Universität gab es Chinesen, und nicht mal wenige, aber die wagte sie nicht anzusprechen. Manchmal versuchte sie, ihre Unterhaltungen zu belauschen, aber meistens stellte sie nur fest, dass sie beeindru-

ckend gut Deutsch sprachen. Ihre Professorin war chinesischer Abstammung, aber Amerikanerin.

Die Ziffern auf dem Bildschirm wurden rot. Ihre Konzentration hatte nachgelassen, wie immer, wenn sie ins Zweifeln kam. Ihr Punktestand fiel rapide.

Okay. Sie hätte sich ohnehin besser ihrer Bachelorarbeit widmen sollen. Chinesische Aussprache zu üben war, was ihr Studium anging, reiner Eskapismus.

Josephine beendete das Programm, schloss die Augen und versuchte, tief und ruhig zu atmen. Ihre nackten Füße ruhten auf dem blanken Boden, weil sie darüber ab und zu spüren konnte, wie irgendwo im Haus jemand umherging. Es war eine ihr willkommene Wahrnehmung; sie fühlte sich dann nicht ganz so abgeschottet vom Rest der Welt, kam sich etwas weniger wie eine Gefangene vor.

So war es auch mit ihrem Studium der Sinologie. Wenn es nach ihrem Vater gegangen wäre, hätte sie gar nicht studiert. Vater hasste die akademische Welt, seit er selbst darin gescheitert war, und ließ keine Gelegenheit aus, über Professoren und ihre Weltfremdheit abzulästern. Als sie darauf bestanden hatte, hätte er es am liebsten gesehen, wenn sie ein naturwissenschaftliches Fach gewählt hätte oder ein Ingenieurstudium. Weil er selbst ungeheuer viel über diese Gebiete wusste und hätte mitreden können.

Also hatte Josephine Sinologie gewählt: Weil das von allem, wofür Vater stand, so weit entfernt war, wie es nur ging. Weil sie damit etwas hatte, was ganz allein ihres war.

Und was Josephine anfang, zog sie durch. Das hatte sie auch von ihrem Vater: diese gnadenlose Selbstdisziplin. An alles methodisch und überlegt heranzugehen. Pläne zu machen und anschließend konsequent umzusetzen. Sie hatte es als Kind bei ihm gesehen, es sich abgeguckt, sich beibringen lassen – und sie verstand tatsächlich nicht, wie Menschen mit dem Leben zurechtkamen, die die Dinge nicht genau so anpackten.

Sie verstand allerdings vieles nicht. Darin war sie ihrem Vater völlig unähnlich, der immer den Eindruck erweckte, alles zu durchschauen und alles im Griff zu haben. So war sie nicht. Sie hatte ganz wenig im Griff. So gut wie gar nichts eigentlich.

Weil sie kaum jemals dazu gekommen war, nach etwas zu greifen. Ihr Vater hatte ihr immer rechtzeitig beigebracht, wie man Dinge richtig machte, noch ehe sie die Chance gehabt hatte, sie falsch zu machen.

Ihr Blick wanderte zu dem Foto ihrer Mutter, das auf ihrem Nachttisch stand, in einem dicken silbernen Rahmen. Dieses Bild – und die anderen Bilder, die von ihr erhalten waren – hatte längst alle echten Erinnerungen an ihre Mutter überlagert, die gestorben war, als Josephine noch ein Kleinkind gewesen war. Sie hatte keine Ahnung, was sie von ihrer Mutter hätte lernen, übernehmen, abschauen können. In Augenblicken wie diesem spürte sie, dass sie etwas vermisste, von dem sie gar nicht wusste, was es war.

KLONK! Vater, der nebenan die Tür seines Arbeitszimmers aufgerissen hatte. Josephine nahm die Kopfhörer ab, hörte die raschen, schweren Schritte auf ihr Zimmer zukommen, wandte sich der Tür zu, gerade als ihr Vater hereinplatzte.

»Josephine! Bist du im Internet?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich hab –«

»Dann komm. Schnell! Da ist was, was dich betrifft. Denke ich jedenfalls.«

Clemens sah ungeduldig zu, wie Josephine bedächtig und verwundert über den Flur schlurfte, wie so oft barfuß. Sie hatte sich noch nie antreiben lassen, nicht mal als Kleinkind. Als sie in sein Arbeitszimmer trat, musste sie blinzeln, weil es in seinem Zimmer viel heller war als in ihrem.

»Das ist Gabriel«, stellte sie nach einem Blick auf den Bildschirm fest.

»Ja, genau«, sagte Clemens. »Onkel Henning hat mich deswegen gerade angerufen.«

Josephine trat einen Schritt näher heran, streckte den Kopf nach vorn. Ein Moment, in dem man sah, dass sie genau den gleichen langen, schönen Hals hatte, wie ihre Mutter ihn gehabt hatte.

»Das ist auf Yonk, oder? Das heißt, es ist live?«

»Das heißt es wohl, ja.« Clemens kannte sich zu wenig aus mit all den Medien, Portalen und Kanälen, die quasi im Wochentakt auftauchten und wieder verschwanden. Es wäre ein Vollzeitjob gewesen, damit Schritt zu halten, und *sein* Vollzeitjob erforderte es, bei ganz anderen Themen auf dem Laufenden zu bleiben.

»Wir lesen jeden Tag von irgendwelchen neuen Technologien, die angeblich alles viel effizienter machen«, wetterte der Junge auf dem Bildschirm gerade, und er keuchte dabei, als hätte er einen Hundertmeterlauf hinter sich, »aber das hat alles nichts bewirkt. Es hat nicht dazu geführt, dass tatsächlich weniger Kohlendioxid erzeugt worden ist. Und jetzt? Jetzt nähern wir uns in Riesenschritten den 1,8° C. Das ist ein ... ein Kipp-Punkt. Wenn dieser Punkt erreicht ist, wird nichts und niemand mehr verhindern, dass das Grönlandeis komplett abschmilzt. Und wenn das geschieht, wird der Meeresspiegel weltweit um sieben Meter steigen. Sieben Meter! Und das, wo die Hälfte der Menschheit in Küstenstädten lebt!«

»Das grüne Haarbüschel steht ihm«, meinte Josephine und lächelte wohlwollend.

»Wusstest du davon?«, fragte Clemens. »Dass er das machen wollte?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Aber es passt zu ihm.«

»Weißt du, wo das ist?«

»Nein. Keine Ahnung.«

»Henning hat nämlich gesagt –«

Er unterbrach sich. Der Junge hielt ein Messgerät vor die Kamera und rief: »Ich hab hier jetzt einen Kohlendioxidgehalt von 4,8 Prozent. Das fühlt sich scheiße an, Leute, ich sag's euch: Ich schnaufe, als würd ich die ganze Zeit Treppen hochsteigen. Schwindlig ist mir auch. Und die Kopfschmerzen werden immer stärker ...«

Josephine schaute beunruhigt auf. »Wovon redet er?«

»Das wollte ich dir grade erklären. Laut Onkel Henning hat dein Freund zu Anfang erklärt, dass er in einem luftdicht verschlossenen Container sitzt. Dass die Tür verriegelt ist und von innen nicht geöffnet werden kann und dass aus einer Gasflasche Kohlendioxid einströmt. Auf diese Weise will er demonstrieren, was für ein gefährliches Gas das ist.«

Ihre schönen Augen wurden riesengroß. »Hach«, seufzte sie. »Echt Gabriel ... Das ist doch aber gefährlich, oder?«

»Absolut. Bei acht Prozent wird er das Bewusstsein verlieren, und falls ihn niemand rausholt, wird er dreißig Minuten später tot sein.« Clemens studierte die laufende Zeitanzeige in der Statusleiste. »Das heißt, pünktlich zum Ende seines Zeitslots. Als hätte er es sich ausgerechnet.«

»Ja, Leute!«, rief Gabriel auf dem Bildschirm. »Kohlendioxid. Ze-O-Zwei.« Er hustete. »Das Gas, das euch alle umbringen wird, genau wie mich. Ich geh euch nur voran!«

Josephine schlug sich die Hand vor den Mund, um einen entsetzten Laut zu ersticken. »Da wird ihn niemand rausholen. Er hat das so oft gesagt ... dass einer mal was tun sollte, was die Menschheit wachrüttelt ...«

Clemens hatte sich immer bemüht, den Freunden seiner Tochter aufgeschlossen und vorurteilsfrei zu begegnen oder zumindest nicht wie ein Haremswächter. Sonderlich viele hatte es ohnehin nicht gegeben. Doch dieser Gabriel war ihm vom ersten Moment an suspekt gewesen. Clemens hatte ihn für jemanden

gehalten, der einen Knacks weg hatte, für einen, der sich durch die sozialen Medien aufpeitschen ließ. Er hatte deswegen stets mit dem Schlimmsten gerechnet, wenn die beiden ausgegangen waren. Und er hatte insgeheim aufgeatmet, als Josephine erzählt hatte, sie habe mit Gabriel Schluss gemacht. An die drei Monate lag das zurück.

Und jetzt, ausgerechnet jetzt, rief dieser Unglücksrabe keuchend: »Ich hoffe, du siehst das hier, Josie ... Ihr nehmt das doch auf, oder? Irgendjemand? Nehmt das auf, verbreitet es, ich bitte euch! Alle sollen wissen, was ich euch sage ... und Josie, mein Rehlein ... Du sollst wissen, dass ich das für dich mache ... Du warst meine große Liebe, weißt du, die Liebe meines Lebens ... meines Lebens, das ich heute hingebe ... für alle Menschen, aber vor allem für dich ... für dich, Josie ...«

Josephine taumelte rückwärts, während der Junge das sagte. Und dann schrie sie, wie Clemens seine Tochter noch nie hatte schreien hören.

Einen schrecklichen Moment lang war es Josephine, als bräche die Erde unter ihr auf, um sie zu verschlucken. Kontrollverlust. Dinge, die sie überrollten. Die Welt, die gefährliche Welt, die nach ihr griff. Gabriel war schon immer der Kontrollverlust in Person gewesen – und nun das!

Dann fing sie sich wieder. Ihre Gedanken ratterten los, strömten in die bewährten Muster einer Problemlösungsstrategie, als wäre das hier eine Prüfungsklausur.

Was war das Ziel? Gabriel zu retten.

Was galt es zu verhindern? Dass er bei dieser idiotischen Unternehmung starb.

Wie war die Situation? Gabriel war live auf Yonk, saß an einem Ort, den sie nicht kannte und der aussah wie einer dieser

Baucontainer, die man auf Großbaustellen verwendete. Und offenbar strömte Kohlendioxid in den Innenraum, das ihn innerhalb der nächsten halben Stunde töten würde.

Was war zu tun? Sie mussten herausfinden, wo sich Gabriel befand. Dann mussten sie hinfahren oder jemanden hinschicken, der die Tür des Containers aufbrach und ihn herausholte – und zwar *schnell!*

»Wer kann wissen, von wo aus er streamt?«, fragte Josephine und gab sich die Antwort gleich selbst: »Die Admins von Yonk!«

»Das übernehme ich«, sagte ihr Vater und öffnete auf dem zweiten Bildschirm ein Suchfenster. »Ruf du die Polizei an.«

Wenn im Internet irgendeine Information zu finden sein sollte, die ihnen weiterhalf – eine Telefonnummer von Yonk zum Beispiel –, dann würde Vater sie aufstöbern, darin war er unübertroffen. Josephine ließ ihn, rannte zurück in ihr Zimmer, riss die Schublade ihres Schreibtisches auf, in dem sie ihr Mobiltelefon auflud, holte es heraus und schaltete es ein. Es zeigte drei Anrufversuche von Barbara an, außerdem eine Message. Sie öffnete sie, überflog den Text: *Schalt Yonk ein ... Gabriel ... CO₂ ... will sich vor Kameras umbringen ...*

Barbara hatte es also auch gesehen und versucht, sie zu warnen. Und sie war offline gewesen. Mist! Sie drückte auf Rückruf.

»Josie!«, hörte sie die Stimme ihrer besten Freundin. »Gott sei Dank! Hast du meine –«

»Ich hab's gerade gesehen«, sagte Josephine hastig. »Sag mal, hast du zufällig schon die Polizei angerufen?«

Barbara ächzte. »Diese Schnarchnasen! Ja, hab ich. Erst war niemand zuständig, dann haben sie nichts kapiert, dann hat einer gemeint, sie dürften die Verbindungsdaten nur mit richterlichem Beschluss abfragen. Sie hätten eine Anfrage an die Firma Yonk gemailt, und nun müssten sie warten, dass die sich melden.«

»Dann hat's nicht viel Zweck, wenn ich da auch noch anrufe, oder?«

»Ich glaub nicht.«

Plötzlich war es Josephine, als fiel ein tonnenschweres Gewicht aus Schuldgefühlen auf sie herab. War sie schuld an dem ganzen Drama?

»Er macht das, weil er unsere Trennung nicht verkraftet hat, oder?«, fragte sie angstvoll. »Was meinst du, ist das der wahre Grund?«

»Jo!«, mahnte Barbara. »Red dir jetzt bloß nichts ein. Wenn einer nicht Manns genug ist, eine Abfuhr zu verkraften, hat er dich sowieso nicht verdient!«

Die Schuldgefühle schlugen um in ... Wut. Verdammt noch mal, wie kam Gabriel dazu, ihr das anzutun? Sie würde nie wieder schlafen können. Sie würde nie wieder ihr Telefon ausschalten können, um konzentriert Vokabeln zu üben, weil sie nie wieder Ruhe haben würde ...

Und alle, die das jetzt sahen, alle sieben Millionen, würden wissen wollen, von welcher Josie er redete. Nicht auszudenken, wenn jemand sie aufspürte!

»Ich hab Dr. Adebayo vom Gewerbeaufsichtsamt angerufen«, erzählte Barbara. »Er lässt prüfen, wo im Stadtgebiet Baustellen sind und ob jemand einen Baucontainer an einen jungen Mann vermietet hat. Wenn Gabriel den so umgebaut hat, wie er das behauptet, mit Gaszufuhr und einer Tür, die man von innen nicht mehr öffnen kann, dann kann er das ja nicht kurz vorher gemacht haben.«

»Geniale Idee!« Warum war ihr das nicht eingefallen? Aber klar, Barbara mit ihrem Faible für Lokalpolitik kannte in der Stadtverwaltung sowieso Gott und die Welt. »Und? Hat sich schon was ergeben?«

»Nur dass über zweihundert Baustellen infrage kommen«, sagte Barbara und seufzte. »Seine Leute telefonieren die alle ab.«

Josephine zog das Telefon vom Ladekabel und nahm es mit ins Arbeitszimmer ihres Vaters. Der hatte tatsächlich eine Tele-

fonnummer gefunden; sie hörte ihn laut auf Englisch mit jemandem reden. Aber als sie hereinkam, rief Vater: »*Oh, fuck off!*« und knallte den Hörer seines Festnetztelefons zurück auf den Apparat.

»Erst landest du bei einem verdammten Chatbot«, ereiferte er sich, »und wenn du den überredet hast, dich mit einem echten Menschen zu verbinden, landest du bei einem Idioten. Das Einzige, was die überwachen, ist, welche Anzeigen wie lange geschaltet sind und von wie vielen Leuten die gesehen werden.«

»Hast du ihn das gefragt?«

»Nein, er hat gedacht, ich rufe an, weil ich ein Werbekunde wäre und was mit einer Anzeige nicht stimmt. Ich hab mir den Mund fusselig geredet, er soll mich mit jemandem verbinden, der für die Slots zuständig ist, aber er nur immer: ›Sorry, sind alle nicht da. Feierabend.‹« Er holte mit einem Klick eine Weltuhr auf den Schirm. »Die sitzen in Asien. Die Vorwahl war die der Philippinen. Wobei das heutzutage ja nichts heißen muss.«

Wie auf ein geheimes Zeichen schauten sie beide wieder auf den anderen Bildschirm, wo Gabriel inzwischen mit Konzentrationsproblemen zu kämpfen hatte. »Was ich noch sagen wollte ... ah, hier ...« Er hielt Papiere in den Händen, versuchte, sie in die richtige Reihenfolge zu bringen. »Also, wie gesagt, die Politiker haben alle nur viel geredet, aber getan ... getan haben sie nichts. Weil ihnen die Industrie wichtiger war. Oder ihre Wahlkampfsponsor. Oder was weiß ich. Tatsache ist, es ist nichts passiert. Nichts. Deswegen ... ah, ja, das war der Punkt! Deswegen müssen wir das jetzt in die eigenen Hände nehmen, Leute! Wir, das heißt, ihr, die Jungen! Die Alten, die erleben eh nicht mehr, wie böse das ausgehen wird. Aber wir. Wir, Leute! Und wir dürfen nicht bloß reden und nicht bloß betteln und jammern, wir müssen was *tun*. Und um was zu tun, müssen wir uns zusammenschließen. Und die Gruppe, die wirklich handeln will, die wirklich weiß, was zu tun ist, das ist die GREENFORCE!«

Josephine schüttelte unwillkürlich den Kopf. Als sie noch zusammen gewesen waren, hatte das alles Gabriel nicht interessiert. Er hatte nur Spott übriggehabt für Leute, die sich mit Transparenten vor Regierungsgebäude stellten.

»Was ist das?« Ihr Vater beugte sich ruckartig vor, betrachtete das Bild aus nächster Nähe, zeigte mit dem Finger auf das Fenster im Hintergrund, gute fünf Meter hinter Gabriel. »Das da. Was sieht man da?«

Josephine beugte sich ebenfalls vor, verfolgte, wie Vater einen Screenshot anfertigte, das Bild auf den anderen Schirm herüber und in eine Grafiksoftware zog, in der er es vergrößerte.

»Das ist die Elbphilharmonie«, konstatierte er. »Und zwar aus südöstlicher Richtung betrachtet.« Zack, hatte er eine Karte des Hamburger Hafens auf dem Schirm. Zog Linien darüber. »Hansahafen käme infrage«, stellte er fest. »Oder der Afrikakai.«

Josephine hob ihr Telefon ans Ohr. »Babs? Hast du das gehört? Hansahafen oder –«

»Afrikakai, ja, ich hab's gehört. Bin schon am anderen Telefon.« Vermutlich das ihrer Mutter. Josephine hörte sie »Hallo, Dr.Adebayo!« sagen, dann nur noch weit entferntes, aufgeregtes, aber unverständliches Gebrabbel.

Vater hatte derweil auch wieder zum Telefon gegriffen, sprach mit jemandem von der Polizei.

»Klar kriegen Sie deswegen viele Anrufe«, hörte sie ihn rufen, »da sehen ja gerade sieben Millionen Leute zu!« Dann gab er den Hinweis auf die Gegend durch, in der sie den Container vermuteten.

Josephine kam sich schrecklich hilflos vor. Wenn sie nur irgendetwas hätte tun können! Am liebsten wäre sie losgerannt und zum Hafen gefahren, um selbst nach dem Container zu suchen, aber sie wäre ohnehin zu spät gekommen; von hier aus brauchte man mindestens –

Oh. Halt. Gabriels Bruder Michael wohnte in Hamburg-

Wilhelmsburg, also nicht weit von dort entfernt. Und er hatte einen Dienstwagen!

Hastig suchte sie seine Nummer heraus, rief ihn an.

»Hi, Josie«, kam es unwirsch. »Du, ich kann jetzt nicht, mein Bruder ist grade dabei –«

»Deswegen ruf ich an«, unterbrach sie ihn. »Wir sehen das auch und glauben, dass sein Container entweder am Hansahafen oder am Afrikakai steht. Er steht so, dass man vom Fenster darin die Elbphilharmonie sieht.«

»Scheiße«, stieß er hervor. »Afrikakai! Das hat er erwähnt. Dass er dort irgendwas angemietet hat. Ein Studio, hat er gesagt.«

»Weißt du, wo genau?«

»Nein, aber das find ich. Ich fahre sofort los.« Er schrie nach hinten: »Cem! Jakob! Auf, zack, zack! Ich weiß, wo wir hinmüssen!«

»Nehmt eine Brechstange mit«, rief Josephine.

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Natürlich hatte er schon selbst daran gedacht.

Vater hatte das Gespräch mitbekommen und rief: »Sie sollen aufpassen – Kohlendioxid ist schwerer als Luft, und man riecht es nicht. Nicht dass es sie auch noch erwischt.«

Das gab Josephine weiter, und Michael schien diesen Hinweis nützlich zu finden. »Wir passen auf«, versprach er, während man ihn und seine beiden Freunde das Treppenhaus hinabrennen hörte.

Dann meldete sich Barbara wieder. »Am Afrikakai«, rief sie. »Hinter den Lagerhallen, an der Spitze, vermietet jemand Baucontainer als Studios an Künstler und Kunsthandwerker. Die Anlage heißt Art City.«

Josephine gab das an Michael weiter, ihr Vater an die Polizei.

»Ein Einsatzteam mit Schutzausrüstung ist unterwegs, sagen sie«, berichtete er knapp, als er auflegte.

Dann konnten sie nur noch warten.

Es wurden die längsten Minuten in Josephines Leben.

Ihr Vater saß da, sie stand schräg hinter ihm, und beide starrten sie auf den Bildschirm, mussten zusehen, wie Gabriel mit der Ohnmacht rang. »Ich wollt noch was sagen ...«, keuchte er und blätterte hilflos blinzelnd in den Notizen, die er vor sich hatte. »Aber ich seh irgendwie nicht mehr gut ...«

Sein Brustkorb pumpte wie ein Blasebalg. Tränen liefen ihm übers Gesicht, er schien es gar nicht zu bemerken.

»Bei wie viel Prozent sind wir jetzt ...? Ich seh's nicht ...«

Josephine war, als ginge auch ihr die Luft aus. Das alles konnte nur ein Albtraum sein!

»Scheiße!« Gabriel schluchzte auf, stemmte sich mühsam hoch und torkelte nach hinten, zu einer Tür, die ganz blank war, keinerlei Türgriff oder Hebel mehr hatte. Er krallte die Finger in die Dichtungen, zerrte daran, fluchte; man verstand ihn nicht, dazu war er zu weit weg vom Mikrofon.

Nach einer Weile gab er auf, kam zurück, blieb hinter seinem Stuhl stehen, die Hände auf die Rückenlehne gestützt, keuchend und in Schweiß gebadet.

»Genau dasselbe werdet ihr eines Tages mit dem Klima erleben!«, stieß er hervor. »Ihr werdet entkommen wollen ... aber es wird einfach nicht mehr gehen!«

Dann hob er den Stuhl hoch und nahm damit Anlauf in dem Versuch, das Fenster zu zertrümmern.

Josephine hielt den Atem an.

»Laut Henning hat er das Fenster durch Panzerglas ersetzt«, murmelte Vater.

Sie sahen zu, wie Gabriel mit aller Kraft, die ihm noch geblieben war, mit der Kraft eines Menschen, der den Tod nahen fühlte, die Stuhlbeine gegen die Scheibe rammte ... und wie das Glas widerstand. Er prallte zurück, stolperte, stürzte ...

Und stand nicht mehr auf. Er schien endgültig das Bewusstsein verloren zu haben.

Vater seufzte. »Jetzt liegt er am Boden, dort, wo die Kohlendioxidkonzentration am höchsten ist. Sein Bruder sollte sich beeilen.«

Außer der Aufzeichnung von Gabriel Funkes Vortrag sollte in den Tagen, die folgten, noch ein zweites Video weltweite Verbreitung finden.

Derjenige, der es aufnahm, war von Beruf Restaurator und hatte seine Werkstatt in einem anderen Container der Art City an der Spitze des Afrikakais. Obwohl das offiziell nicht erlaubt war, diente der Container ihm auch als Wohnung. Er hatte einen zusammenrollbaren Futon, eine Mikrowelle und ein winziges Waschbecken, und wenn er nachts pinkeln musste, ging er in den Toilettencontainer hinüber, zu dem alle Mieter einen Schlüssel besaßen. Nicht luxuriös, aber er war wie so viele schon seit Jahren vergeblich auf Wohnungssuche, und so war es zumindest besser, als gar nichts zu haben.

An diesem Nachmittag reinigte er gerade eine Statue der Jungfrau Maria, die ihm ein Kunde gebracht hatte, der wusste, dass er keine Fragen zur Herkunft einer Antiquität stellte, als ein Auto mit quietschenden Reifen vor den Containern anhielt. Drei aufgebracht wirkende junge Männer sprangen heraus, und als er die Brechstangen in ihren Händen bemerkte, duckte er sich unwillkürlich. Die drei schienen auf eine mächtige Schlägerei aus zu sein – seltsam nur, dass einer von ihnen einen schweren Werkzeugkasten mitschleppte.

»Gabriel!«, hörte er einen von ihnen aus vollem Hals brüllen.
»Wo bist du? Ich bin's, Micha!«

Sie rannten von einem Container zum anderen und spähten bei jedem durch die Fenster ins Innere. Bei genauerem Hinsehen wirkten sie eher panisch als aggressiv.

Der Restaurator legte sein Werkzeug beiseite, holte sein Mobiltelefon aus der Tasche und öffnete die Tür seines Containers. Dabei hielt er das Handy vor sich und filmte alles, was geschah, und zwar direkt in die Cloud – für alle Fälle und zur Sicherheit, falls ihm jemand das Handy wegnahm.

»Was ist los?«, rief er.

»Gabriel Funke!«, gab der Schreihals zurück. »Der muss hier irgendwo einen Container gemietet haben!«

»Was wollt ihr von ihm?«

»Was?« Die Gesichtszüge des anderen entgleisten. »Nichts, Mann! Ich bin sein Bruder. Gabriel will sich grade umbringen, vor laufender Kamera!«

Der Restaurator gab später zu Protokoll, dass ihn diese Behauptung sofort überzeugt hatte. Nicht nur, weil ihm die Erschütterung des anderen echt vorkam, sondern auch, weil er besagtem Gabriel das eine oder andere Mal begegnet war und dieser stets einen seltsamen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er hatte bis zu diesem Augenblick gerätselt, was mit dem jungen Mann los sein mochte. Die Erklärung, dass dessen Treiben dazu gedient hatte, seinen eigenen Tod vorzubereiten, leuchtete ihm spontan ein, ja, er schalt sich einen Idioten, dass er nicht selbst an diese Möglichkeit gedacht hatte.

Er deutete auf den Teil der Art City, der aus übereinandergestapelten Baucontainern bestand; auf jeder Seite führten schlichte Metallgittertreppen zu den oberen Einheiten. »Da oben, in der zweiten Ebene«, sagte er. »Ich glaube, der Container vorne links.«

Im selben Moment rasten Polizeifahrzeuge mit Blaulicht und Martinshorn heran, gefolgt von einem Rettungswagen der Feuerwehr. Die drei jungen Männer ließen sich davon nicht aufhalten; sie rannten los und stürmten die Treppe hinauf, die der Restaurator ihnen gezeigt hatte.

Dieser begriff endgültig, dass hier etwas Großes vor sich ging,

und ließ die Kamera weiterlaufen. Ob sie auch wegen Gabriel Funke hier seien, fragte er die Polizisten, die angekeucht kamen, und wies ihnen ebenfalls den Weg.

Oben hatten zwei der jungen Männer bereits Brechstangen an der Tür angesetzt. Sie stemmten sich mit aller Kraft dagegen, während der dritte versuchte, die Fensterscheibe einzuschlagen, vergeblich.

»Vergiftungsgefahr!«, rief ein Polizist hinauf. »Gehen Sie nicht hinein!«

Derweil bereiteten sich die Feuerwehrleute eiligst auf ihren Einsatz vor. Einer legte ein Atemschutzgerät an, ein anderer hob einen gewaltigen Trennschleifer aus einem Kasten und ließ ihn kurz Probe laufen, mit ohrenbetäubendem Kreischen. Dann stapfte er damit los, ebenfalls die Treppe hoch.

Der Restaurator ging so nahe an das Geschehen heran, wie es möglich war, ohne die Rettungsarbeiten zu behindern. Die Funken stoben, als der Trennschleifer angesetzt wurde, die Brechstangen taten ein Übriges, und endlich gab die Tür nach.

»Zurück! Zurück!«, rief jemand.

Der Mann mit der Atemschutzausrüstung, der ein paar Stufen unterhalb gewartet hatte, stürmte hinauf und durch die offene Tür hinein. Es dauerte keine fünf Sekunden, bis er wieder zum Vorschein kam, einen schlaffen Körper in den Armen, den er eilends die Treppe hinabtrug.

Unten warteten die Kollegen mit Sauerstoff, Defibrillator und Medikamenten. Sie betteten den Reglosen auf den Boden, stülpten ihm eine Atemmaske über das Gesicht, rissen ihm das Hemd auf und bemühten sich auf eine Art um ihn, die aussah wie ein makabres Ballett: In jedem Moment schien jede Hand und jeder Arm genau zu wissen, was zu tun war.

Nach etwa zehn Minuten ließen sie von dem leblosen Leib ab. Einer der Männer sah auf, entdeckte die Kamera und schützelte bedrückt den Kopf.

KAPITEL 3

In der Nacht entlud sich ein Gewitter wie Kanonendonner über der Stadt. Es regnete nicht einfach, sondern es ging einer dieser Starkregen nieder, die in letzter Zeit immer häufiger wurden.

Clemens, der nach diesem langen Abend voller Tränen und Verzweiflung ohnehin nicht schlafen konnte, ging durch alle Zimmer. Der Regen trommelte gegen die Scheiben, als hielte jemand mit dem Feuerwehrschauch darauf. Er tastete die Fenster ab, ob irgendwo etwas einsickerte, aber wie es aussah, waren sie dicht.

Josephines Zimmer betrat er nicht. Ihr Fenster ging ohnehin in die andere Richtung. Und falls sie schlief, war das wichtiger als ein bisschen Wasser auf dem Fensterbrett oder dem Teppich.

Vom Küchenfenster aus und im gelben Licht der Lampen sah die Straße unten aus wie ein reißender Fluss. Ein paar Mülleimer trieben dahin – manche Leute hielten hartnäckig an alten Gewohnheiten fest; man warf doch heutzutage einen Blick auf die Wettervorhersage, ehe man abends irgendwas an den Straßenrand stellte! Ein Auto wurde von den strömenden Wassermassen nach und nach aus seinem Parkplatz heraus auf die Straße geschwemmt; die heransausenden Mülleimer knallten der Reihe nach dagegen.

Clemens wandte sich ab, betrachtete die beiden Weingläser, die noch auf dem Küchentisch standen. Er war ganz schlecht darin, jemanden zu trösten. Wahrscheinlich, weil Trost etwas war, was er selbst hätte brauchen können, etwas, was er selbst vermisste, schon seit Jahrzehnten.

Dass Josephine sich jetzt die Schuld am Tod dieses Jungen gab! Er hatte nur immer wieder sagen können, dass das nicht stimmte, dass es Gabriels eigene Entscheidung gewesen war ...

Ob sie etwas davon angenommen hatte? Er wusste es nicht. Er wusste nur, dass er nicht imstande war, um diesen Jungen zu trauern. Im Gegenteil: Er war wütend auf ihn. Nach all den Tränen, die Josephine geweint hatte, während die beiden zusammen gewesen waren, trieb dieser Kerl sie nun sogar noch im Tod zur Verzweiflung.

Er hob den Kopf, lauschte auf das Geräusch des Regens. Es klang, als stünde das Haus in einer Geschirrspülmaschine, die auf vollen Touren lief.

Auf seltsame Weise tat ihm der Regen gut. In dem Strömen der Wassermassen schien das Versprechen zu liegen, alles Schlechte und Schlimme abzuspuhlen und fortzuschwemmen, und das konnten sie weiß Gott brauchen.

Im Treppenhaus hörte er spitze Schreie und hektisches Gerenne. Er seufzte. Die städtische Kanalisation war nicht darauf ausgelegt, mit den Wassermengen fertigzuwerden, die solche Starkregen mit sich brachten. Die Stadt redete seit Jahren davon, Auffangbecken und Zisternen zu bauen, tat es aber nicht. Und so drang bei solchen Extremwetterlagen regelmäßig Wasser aus Toiletten und Waschbecken in die Erdgeschosswohnungen und überschwemmte die Zimmer; manchmal passierte das sogar noch im Stockwerk darüber.

Sie hatten Glück, ihre Wohnung lag ganz oben im Haus, im dritten Stock. Normalerweise wäre er jetzt hinabgegangen und hätte geholfen, das Wasser aufzuschöpfen. Wie in allen Häusern hielten auch sie Eimer und Plastikfässer für solche Fälle bereit. Man reihte sie im Flur auf, und wenn der Regen vorbei war, entleerte man sie auf die Straße.

In dieser Nacht war er dazu jedoch nicht imstande. Er löschte

das Licht, ging zu Bett und lauschte dem Regen, der allmählich nachließ. Darüber schlief er ein, und er erwachte erst wieder, als sich sein Radiowecker einschaltete. Der stand auf sechs Uhr, aber weil der uralte Kasten ein bisschen nachging, liefen den Nachrichten bereits.

»Wie uns die Meteorologen versichern«, verkündete die aufgekratzte Stimme des Sprechers, »ist der Novembersommer mit dem Gewitter heute Nacht zu Ende gegangen. Vor uns liegen graue, neblige Tage bei gemäßigten Temperaturen, wie es sich für einen ordentlichen November gehört ...«

Es war eine gute Idee gewesen, für die Pressekonferenz den Tagungsraum des nahe gelegenen Hotels Intercontinental anzumieten; so viele Journalisten, wie gekommen waren, hätten sie in ihren eigenen Räumen gar nicht untergebracht.

»Danke«, sagte Wim Rookwerper und rückte das winzige Mikrofon zurecht, das am Ende eines Drahtbügels direkt vor seinem Mund schwebte. »Danke, dass Sie gekommen sind. Auch wenn der Anlass ein trauriger ist.«

Die Kameras klickten, die Blitze blitzten. Rookwerper achtete darauf, genau auf der Markierung stehen zu bleiben, die Megan angebracht hatte. An dieser Stelle verdeckte er das GREEN-FORCE-Logo so wenig wie möglich.

Außerdem achtete er darauf, einen ernsten, ja, betrübten Gesichtsausdruck beizubehalten. Was gar nicht so einfach war nach all den Schlagzeilen, die er heute schon gelesen hatte. Keine ihrer bisherigen Aktionen hatte auch nur ein annähernd vergleichbares Medienecho ausgelöst. Noch nie waren so viele Journalisten gekommen, wenn sie zu einer Pressekonferenz eingeladen hatten. Noch nie waren gleichzeitig so viele und so lange Artikel über sie erschienen – und kein einziger davon hatte es versäumt zu

erwähnen, dass eine giftgrün gefärbte Haarsträhne dafür stand, mit GREENFORCE zu sympathisieren.

»Gabriel war ein junges, begeistertes und von allen sehr geschätztes Mitglied unserer Bewegung«, sagte Rookwerper. »Wir hier in der Zentrale von GREENFORCE sind alle geschockt und tief erschüttert über seinen Tod.«

Unter Marketinggesichtspunkten allerdings war Gabriels Aktion ein Geschenk des Himmels. Wenn man ganz ehrlich war.

Was einer Meute Journalisten gegenüber zu erwähnen sich selbstverständlich verbot.

»Wir wussten nicht, was er vorhatte. Hätten wir es gewusst, hätten wir natürlich alles in unserer Macht Stehende getan, um ihn davon abzuhalten.« Als sich hastig Hände hoben, fügte Rookwerper hinzu: »Wobei zur Wahrheit gehört, dass er sein Vorhaben in einer kurzen Mail an uns angekündigt hat. Bedauerlicherweise ist diese Nachricht aber in der Fülle der Zuschriften, die wir jeden Tag erhalten, untergegangen; wir haben sie erst im Nachhinein entdeckt. Ich möchte Sie also bitten, in Ihren Artikeln keine Vorwürfe gegen unsere Freiwilligen zu konstruieren, die ihre Freizeit opfern, um die Zukunft der Menschheit zu retten. Diese Leute tun wirklich, was sie können.«

Die Stimmung unter den Helfern war tatsächlich ziemlich im Keller. Gestern Abend hatten sie alle bis in die Puppen an den Computern gehockt und verfolgt, wie sich die Aufnahmen von Gabriels Aktion und das Video von seiner missglückten Rettung über die Welt verbreiteten. Am Schluss waren keine Papiertaschentücher mehr übrig gewesen – Megan hatte heute früh jemanden in den Supermarkt geschickt, um Nachschub zu holen –, und es hatte seines Machtworts bedurft, sie alle nach Hause und in die Betten zu schicken.

»Ich beantworte nun Fragen«, sagte Rookwerper und deutete auf eine Frau, die, wie er wusste, für die Deutsche Presse-Agentur arbeitete. »Ja, bitte?«

»Was sagen Sie zu dem Vorwurf, dass Sie mit Ihrer Propaganda die jungen Menschen erst in die Verzweiflung treiben? Dass Gabriel aus diesem Grund den Tod gesucht hat?«

Er hätte darauf wetten können, dass diese Frage kommen würde; das war etwas, dessen man ihn ständig bezichtigte.

»Diesen Vorwurf weise ich entschieden von mir«, erwiderte er mit fester Stimme. »Um zu verzweifeln, genügt es, die täglichen Nachrichten zu verfolgen. Um zu verzweifeln, genügt es, einfach die Augen aufzumachen und sich wachen Blickes umzusehen. Wir von GREENFORCE tragen zu dieser Verzweiflung nicht das Geringste bei, im Gegenteil: Wir sind das Gegengift. Wir sind die Einzigen, die einen praktikablen Ausweg aus der Krise weisen.«

»Wie soll der aussehen?«, rief jemand dazwischen; es war nicht auszumachen, wer.

»Dies ist nicht der richtige Moment, um darüber zu reden«, erwiderte Rookwerper ernst. »Wir sind hier, um eines toten Freundes zu gedenken – und um an alle jungen Menschen, die sich unserer Bewegung verbunden fühlen, zu appellieren, sich an Gabriel *kein* Beispiel zu nehmen! Wir von GREENFORCE stehen dafür, dass das Leben auf der Erde eine Zukunft haben soll, nicht dafür, zu verzweifeln.« Er ließ das einen Moment wirken, dann fügte er hinzu: »Sicherheitshalber werden wir demnächst all unsere Publikationen und Internetauftritte um Hinweise ergänzen, wo Menschen, die mit Suizidgedanken ringen, professionelle Hilfe und Unterstützung finden können.«

Immer mehr Hände reckten sich, Fragen schwirrten durch die Luft wie ein Pfeilhagel, es ging alles durcheinander.

»Ich werde«, rief Rookwerper über das Tohuwabohu hinweg, »am kommenden Samstag nach Hamburg fahren, um am Grab unseres toten Freundes Gabriel einen Kranz niederzulegen. Anschließend – um fünfzehn Uhr, um genau zu sein – werde ich im großen Saal des Hamburger Messe- und Kongresszentrums ei-

nen Vortrag über die Ziele von GREENFORCE halten. Hierzu lade ich Sie alle herzlich ein.«

»Dr.Rookwerper!«, rief eine durchdringende, Aufmerksamkeit einfordernde Stimme. »Eine Frage noch!«

»Ja, bitte?«

»Wer ist Josie? Gabriel hat in seinem Vortrag gesagt, er tue das alles für eine *Josie* – wer ist damit gemeint?«

Rookwerper sah den Mann verdutzt an. »Das ... weiß ich nicht«, gestand er. »Aber ich hoffe, es eines Tages zu erfahren.«

Dass Gabriels Beerdigung ein Großereignis werden würde, damit hatte Clemens Arndt gerechnet. Doch es zu erleben, war ein Schock.

Der Friedhof lag direkt an einem Seitenarm der Elbe, dicht am Wasser also, wodurch die vielen Bäume und Sträucher dort so gut gediehen, als hätten sie noch nie von Dürre und Trockenheit gehört. Es war eine ausgesprochen idyllische Gegend, die viele Hamburger auch aufsuchten, um einfach nur spazieren zu gehen. Hier konnte man im Frühjahr sogar auf frei laufende Enten treffen, die mit einem Schwarm Küken im Schlepptau über die Fußwege von einem Gewässer zum nächsten wechselten. Der Gedanke, dass in anderen Teilen der Welt die Ökosysteme buchstäblich zusammenbrachen, war hier ganz weit weg.

Heute parkte eine lange Reihe von Autos mit Medienlogos entlang der Straße, ein Anblick, der an alte amerikanische Filme erinnerte. Einige Presseleute hockten mit Fast-Food-Tüten oder Bierdosen in den Türen ihrer Wagen, andere pinkelten ungeniert in die Büsche. Die Polizei war präsent, wirkte aber eher hilflos angesichts der geballten Neugier, nicht nur vonseiten der Medien: Es waren auch Unmengen Schaulustiger da.

Als hätten sie noch nicht genug gesehen, dachte Clemens

grimmig. Im Internet konnte man zusehen, wie Gabriel starb, auf Hunderten von Websites, in Großaufnahme und in Zeitlupe. Was um alles in der Welt wollten sie denn *noch*?

Und man sah eine Menge junger Leute mit knallgrün gefärbten Strähnen im Haar. Eine ziemliche Menge. Sie trugen T-Shirts mit dem GREENFORCE-Logo oder mit der simplen Aufschrift in klobigen Buchstaben: JETZT!

Immerhin, die Polizei kontrollierte Ausweise und ließ nur diejenigen passieren, die auf der Einladungsliste standen. Er und Josephine standen darauf, ihre Freundin Barbara auch. In der Trauerhalle trafen sie Gabriels Familie. Josephine und Barbara kannten sie, Clemens dagegen war ihnen vorher nie begegnet. Gabriels Bruder wirkte gramgebeugt, schien es sich nicht vorstellen zu können, zu spät gekommen zu sein.

Zu spät, zu spät, dachte Clemens. *Das ist offenbar das Motto über allem.*

Die Trauerhalle war kahl, das Kreuz so schmucklos, als wäre es nur Teil der tragenden Struktur. Völlig anders als damals bei Sventjes Beerdigung, und doch ... Und doch wurde alles wieder lebendig, der ganze Schmerz. Der ihn im Grunde nie verlassen hatte, sondern nur dezent in den Hintergrund getreten war.

Alles ging seinen rituellen Gang. Man suchte sich einen Platz, grüßte Unbekannte, redete leise, starrte ins Leere und dachte über die eigene Sterblichkeit nach. Der Sarg wurde hereingefahren, schlicht, sparsam mit Blumen geschmückt. Orgelmusik setzte ein. Schließlich kam der Pfarrer, sprach unerwartet lebhaft über den Toten, über das Leben Gabriel Funkes und die Geborgenheit, die ihn bei Gott erwarte.

Oder so. Clemens vermochte sich nicht auf die Ansprache zu konzentrieren, all das rauschte an ihm vorbei. Ihn fröstelte in der Halle, und er musste die ganze Zeit an die Leute da draußen denken, die sie belauerten wie wilde Tiere ihre Beute.

Endlich spielte die Orgel wieder, und sie formierten sich zum

Trauerzug, der den Toten auf seinem letzten Weg begleitete. Als sie die Halle verließen, schwirrten über ihnen Hunderte von Kameradrohnen, die klangen wie ein Schwarm zorniger Hornissen.

Am Grab letzte Worte. Ein Sarg, der elektrisch gesteuert in die Grube hinabgelassen wurde, die mit grünen Matten ausgekleidet war, damit man die Erde und die Würmer darin nicht sah. Eine der in einem Gefäß bereitstehenden Blumen nehmen und auf den Sarg hinabwerfen. Dann war es vollbracht, und sie konnten gehen.

Barbara rief ihren Vater an und gab ihm Bescheid; er besaß ein eigenes Auto, hatte sie hergebracht und würde sie auch wieder abholen – sehr zu Clemens' Erleichterung, der es hasste, ein Taxi benutzen zu müssen. Und sie hätten heute unmöglich mit den Öffentlichen hierherkommen können, sie hätten sich dadurch ja förmlich selbst zur Beute gemacht.

Doch dann tricksten die Presseleute sie aus.

Sie traten gerade alle drei durch die von der Polizei gesicherte Pforte ins Freie, alle noch tief bewegt und in Gedanken ganz woanders, sahen schon erleichtert den Wagen von Barbaras Vater heranrollen, als von irgendwoher plötzlich jemand rief: »Josie!«

Und Josephine hob unwillkürlich den Kopf und fuhr herum!

Im selben Moment stürmte die Meute los, eine Stampede aus Menschen, Kameras und Mikrofonen, die direkt auf Josephine zuraste und aus hundert Mündern schrie: »Sind Sie Josie? Sind Sie das Rehlein? Waren Sie seine Freundin?«

Clemens sah sich Hilfe suchend nach den Polizisten um, doch die standen da wie gelähmt, rissen nur die Augen auf. Bis zum wartenden Auto waren es noch mindestens dreißig schrecklich lange Schritte. Also sprang Clemens vor, stellte sich mit weit ausgebreiteten Armen schützend vor die beiden Mädchen und schrie: »Halt!«

Er war halb darauf gefasst gewesen, umgeworfen und niedergetrampelt zu werden, doch die Meute hielt tatsächlich an. Ka-

meras und Mikrofone richteten sich auf ihn wie die Waffen eines Erschießungskommandos.

»Sind Sie Josies Vater?«, wollte man wissen.

»Das geht Sie überhaupt nichts an«, erwiderte Clemens zornig.

»Was sagen Sie zu der Aktion von Gabriel F.?«, schrie jemand.

Was sollte er dazu schon sagen? »Es ist immer bedauerlich, wenn ein junger Mensch keinen anderen Ausweg mehr sieht, als sich selbst zu töten.«

»Denken Sie, dass er mit seinem Tod etwas bewirkt hat? Dass er Aufmerksamkeit geschaffen hat für ein drängendes Problem?«

Clemens schnaubte ärgerlich. »Aufmerksamkeit hat er ganz offensichtlich erregt, sonst wären Sie alle nicht hier«, versetzte er scharf. »Aber was er erzählt hat, war natürlich Unsinn.«

»Wie meinen Sie das? Der Klimawandel ist doch eine echte Gefahr?«

»Ja, das ist er. Aber anders, als Gabriel es suggeriert hat, wird niemand an zu viel CO₂ in der Luft sterben. Das ist schlicht nicht das Problem, das wir haben.«

Irgendwie rettete sich Clemens zu den anderen ins Auto, auf den Beifahrersitz, und Herr Nguyen fuhr sofort los, mit der brutalen Beschleunigung eines Elektromotors.

»Alles gut?«, fragte er.

»Jaja«, ächzte Clemens. »Alles okay.« Dann drehte er sich um, suchte Josephines Blick. »Bei dir?«

Sie sah zur Seite, nickte nur, sagte nichts. Auch während der weiteren Fahrt blieb sie in sich gekehrt und selbst für ihre Verhältnisse wortkarg, reagierte auf die Versuche ihrer Freundin, ein Gespräch anzufangen, mit einsilbigen Worten oder unwilligem Brummen.

Kein Wunder. So überfallen und hereingelegt zu werden ... Selbst Clemens war noch geschockt.

Herr Nguyen sagte ebenfalls wenig, konzentrierte sich auf den Verkehr. Clemens wusste nicht viel über ihn, nur, was Josephine hier und da erwähnt hatte. Seine Eltern waren einst als Boat-people nach Deutschland gekommen, er selbst war schon hier geboren, sprach Deutsch, anders als seine Tochter aber mit einem leichten Akzent, was durchaus Charme hatte.

Ansonsten wusste Clemens, dass er ein Schuhgeschäft im Norden der Stadt führte und das erfolgreich, andernfalls hätte er sich nicht so ein Auto leisten können. Er war im Vorstand des Hamburger Kaufmannsvereins und im Bundesverband der Schuh- und Lederwarenindustrie, spielte Golf – kurzum, er war ein Mann, mit dem Clemens praktisch keinerlei Berührungspunkte hatte, abgesehen davon, dass ihre Töchter miteinander befreundet waren.

Entsprechend schweigsam verlief die Fahrt. Clemens' Angebot, ab Hamburg-Mitte die U-Bahn zu nehmen, wies Herr Nguyen entschieden zurück: »Nicht an einem Tag wie heute!« Also quälten sie sich durch den Stadtverkehr, bis die Nguyens sie endlich zu Hause absetzen konnten.

Sie verabschiedeten sich, bedankten sich noch einmal. Keine Ursache, versicherte Barbaras Vater, dann fuhr das Auto weiter, und Josephine und Clemens gingen ins Haus, stiegen schweigend die Treppen hinauf, ein Schweigen, das etwas Unangenehmes an sich hatte.

Und tatsächlich – kaum hatte Clemens die Wohnungstür geschlossen, fuhr Josephine ihn an: »Wie konntest du das sagen? Vor Reportern auch noch?«

Clemens sah seine Tochter erschrocken an, ihr verzerrtes Gesicht, ihre zornfunkelnden Augen. »Sagen? Was denn?«

»Man redet nicht schlecht über Tote, hast du mir beigebracht. Und was tust du? Du machst Gabriel noch im Tod schlecht! Vor

allen Leuten! Ich weiß, dass du ihn nie leiden konntest, aber *das* ... Das war gemein!«

»*Was* war gemein?«

»Zu sagen, dass er Unsinn erzählt hat!«

»Aber das *hat* er nun mal!«, entgegnete Clemens entschieden.
»Tut mir leid, aber wenn man schon bereit ist, für eine Sache zu sterben, sollte man nicht Zeug erzählen, das ganz offensichtlich und leicht beweisbar Unsinn ist. Das ist einfach dumm. Damit hat er sich selbst blamiert!«

»Mann!« Josephine warf die Arme in die Höhe. »Als ob's *da-rum* gehen würde!«

Sie wandte sich ab, rauschte in ihr Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu, dass das Haus wackelte.